

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1913

I. Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus Oldenburg. Von
Museumsdirektor Professor Dr. J. Martin, Oldenburg.

I.

Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus Oldenburg.

Von Museumsdirektor Professor Dr. J. Martin, Oldenburg.

Abdruck aus Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte,
Herausgegeben von Professor Dr. Gustaf Kossina. Bd. IV, Würzburg 1912.

Mit 12 Textabbildungen.

Im Sommer 1908 wurde bei Kethwisch im Amt Vechta in Oldenburg von einem Arbeiter beim Sandgraben in $\frac{1}{2}$ m Tiefe unter ebenem Boden ein Tongefäß gefunden, in welchem folgende Bronzegegenstände enthalten waren: ein Halsring, eine Brillenfibel, eine mit Goldblech belegte Fibel, drei Paar Armringe, ein Rasiermesser und ein Lappenbeil.

Der wertvolle Fund wurde von Herrn Pastor Th. Ramsauer erworben und dem Großherzoglichen Museum überwiesen. Sämtliche Stücke mit Einschluß des eigenartig ornamentierten Gefäßes sind für Oldenburg neu.

Nach Aussage des Finders war die mit Goldblech belegte Fibel in Birkenrinde eingewickelt, die jener leider fortgeworfen hatte. Als ich die Fundstelle besichtigte, lagen in ihrer unmittelbaren Nähe neben einigen Gefäßbruchstücken als Überreste der Rinde noch kleine weiße Stückchen von geschichteter Beschaffenheit umher, an denen deutliche Spuren von Bronzeapatina wahrzunehmen sind. Von lebender Birkenrinde unterscheiden sie sich freilich durch ihre bröckelige Beschaffenheit, sowie namentlich dadurch, daß sämtliche Lagen die weiße Farbe der äußeren Birkenrindenschicht aufweisen. Dennoch möchte ich nicht daran zweifeln, daß sie von Birkenrinde herrühren, da die Veränderungen sehr wohl durch das lange Lagern im Erdboden



verursacht sein können. Die ihnen anhaftende Patina, die überall auf den Schichtflächen eingedrungen ist, läßt wenigstens mit Sicherheit ihre Zugehörigkeit zu dem Fund erkennen.

Knochenreste waren in dem Gefäß nicht enthalten. Der Umstand, daß Frauenschmuck mit einem Beil und einem Rasiermesser zusammengetan war, beweist ohnehin, daß das Gefäß nicht zur Beisetzung, sondern zur Aufnahme eines Depots gedient hat.

Um den Halsring (Abb. 1—3) in dem Gefäß unterbringen zu können, hat man ihn in drei Stücke zerbrochen. Er ist hohl gegossen, an der Rückseite offen und an der Nackenseite mit einer schmalen, 8 cm langen Platte versehen, die als Verschlößstück dient. Die Platte ist entsprechend der Krümmung des Ringes gebogen und trägt an den Enden je zwei parallel zueinander gestellte Ösen. Der Ring endet beiderseits mit je einer Öse, die in den Zwischenraum der Ösen der Verschlößplatte genau hineinpafßt. Die Verbindung ist offenbar durch zwei Stifte bewerkstelligt worden, die durch die Ösen hindurchgesteckt wurden; sie sind jedoch nicht mehr vorhanden.

An dem Verschlößstück bemerken wir ein Rautenmuster, das sich an beiden Längsseiten hinzieht und außen sowohl wie innen von einer geraden Linie begrenzt wird. An die beiden inneren Linien setzt sich je eine Reihe kleiner Halbkreise. An den Schmalseiten bildet eine Art Schnurornament den Abschluß.

Der Ring selbst ist zum größten Teil mit eng aneinander schließenden, schräg verlaufenden Schnüren und glatten Bändern ornamentiert, die in Gruppen von sechs Schnüren und zwölf bis fünfzehn Bändern angeordnet sind. Die sich verjüngenden Enden tragen Strichzeichnung, in der je vier Querstriche und je drei oder vier Schrägstriche in wiederholter Folge miteinander abwechseln. —

Die Länge der Brillenfibel (Abb. 4) beträgt 14 cm. Die Platten sind von ovaler Form, die sich jedoch sehr dem Kreise nähert; der größere Durchmesser steht senkrecht zur Längsrichtung der Fibel. Sie sind schwach gewölbt und mit einem schnurförmigen Band umgeben, das einen geschlossenen Kreis bildet; im übrigen sind sie nicht verziert, sondern völlig glatt. Der Bügel trägt an der Oberseite der beiden Umbiegungsstellen eine wulstförmige Ver-

dickung; außerdem macht sich an ihm eine schwache Querriefung bemerkbar. Die Nadel fehlt. —

Die Goldfibel (Abb. 5 und 6) hat eine Länge von 11,5 cm. Der Bügel besteht zum größten Teil aus einer mit Goldblech belegten Bronzeplatte von 3 cm Breite. Die Länge dieser Platte beträgt 8,5 cm; doch stehen die Enden nur 8 cm auseinander, weil sie nach innen umgebogen sind. Das Goldblech ist in der Weise mit der Bügelplatte verbunden, daß es um die Ränder der Längsseiten herumgelegt und unterwärts mittels zweier Bronzestreifen von 4 bis 5 mm Breite, die an ihrer Innenseite mit der Bügelplatte zusammenhängen, festgeklemmt ist. Der Goldbelag ist mit vier in der Längsrichtung der Platte verlaufenden Schnüren verziert, die an ihrer Außenseite von je einer schmalen Leiste begleitet werden. Als Fuß dient eine ovale, quer zur Nadel gestellte Platte von 1,2 cm Breite und 1,9 cm Länge, die an einer der beiden Schmalseiten als Widerlager für die Nadel einen senkrecht stehenden Stift trägt. Die Verbindung zwischen dem Fuß und der Bügelplatte ist durch ein 1,5 cm langes und 1 cm breites Bronzestück hergestellt. An das gegenüberliegende Ende jener Platte setzt sich als Kopf ein schmalerer Streifen an, der an seinem Ende abgebrochen ist. Der Bruch ist offenbar frisch, weil er im Gegensatz zu den übrigen Bronzeteilen nicht mit Patina überzogen ist. Die Beschädigung ist daher vermutlich auf Verschulden des Finders zurückzuführen. Die Nadel ist, wie der Bügel, zur Aufnahme der Gewandfalte nach außen gebogen. Sie endet in einen Ring, durch den sie mit dem Kopf verbunden wurde.

Ihrer Form nach möchte ich die Fibel am liebsten als Plattenfibel bezeichnen; doch hat dieser Name schon auf die Brillenfibel Anwendung gefunden. Obgleich die letztere Bezeichnung so treffend ist, daß sie meines Erachtens jeder anderen vorgezogen werden sollte, halte ich es zur Vermeidung von Verwechslungen für zweckmäßig, dem Kethwischer Typ die Benennung „Bügelplattenfibel“ beizulegen.

Der Typ mit breiter Bügelplatte ist bislang nur in einem einzigen Exemplar bekannt geworden, das A. Göze¹⁾ von der Porta

¹⁾ Gräberfeld an der Porta Westfalica. — Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1898. S. 90—93.



Westfalica beschreibt. Das Stück hat fast genau die Länge, wie die Rethwischer Fibel, nämlich 11,8 cm statt 11,5 cm. Auch hat die Bügelplatte an ihren Enden dieselbe Breite, wie bei jener; sie ist jedoch nicht rechteckig, sondern ihre Langseiten sind stark auswärts gebogen, so daß die Platte in der Mitte 5,8 cm breit ist. Die Fußplatte ferner ist nicht oval, sondern fächerförmig; außerdem ist sie mit Ornamenten versehen. Völlig abweichend ist die Ornamentik der Bügelplatte, und endlich fehlt dieser der Goldbelag. Die Konstruktion jedoch ist in beiden Fällen dieselbe.

Um das Abgleiten der Nadel zu verhüten, ist bei der von Göze beschriebenen Fibel die Kopfplatte, an welche die Nadel mittels ihres Ringes angehängt wurde, an ihrem Ende nachträglich durch Aushämmern etwas verbreitert. Nach den Spuren der Abnutzung, welche an dem Nadelring der Rethwischer Fibel deutlich zu erkennen sind, dürfen wir annehmen, daß bei ihr die Nadel in derselben Weise befestigt gewesen ist.

Die Porta-Fibel setzte Göze seinerzeit in die ältere La-Tènezeit; doch ist diese Altersbestimmung nicht einwandfrei. Wir werden weiterhin sehen, daß die Rethwischer Fibel viel früher zu datieren ist. —

Von den sechs Armringen stimmen je zwei genau miteinander überein, so daß mutmaßlich von den drei Paaren je ein Ring an jedem Arm getragen wurde. Die drei Paare sind von verschiedener Dicke. Alle Ringe sind mit einer Verdickung versehen, die ich als Nachbildung eines Knotens auffassen möchte.

Bei dem schmalsten Ringpaar (Abb. 7) fehlen, abgesehen von der knotenförmigen Verdickung, jegliche Ornamente, so daß der Reif vollständig glatt ist. Der nur wenig hervortretende Knoten ist in der Mitte eingekerbt, wodurch er in zwei Wülste geteilt ist. Bei dem einen der beiden Ringe gehen diese Wülste ganz um ihn herum; bei dem anderen, der hier abgebildet ist, sind sie an der Innenseite nachträglich abgeschliffen.

Der Reif des mittleren Ringpaares (Abb. 8) ist jederseits vom Knoten auf eine kurze Strecke geringelt, sonst jedoch glatt. Entsprechend der Dicke des Reifes ist auch der Knoten stärker entwickelt, als bei dem ersterwähnten Ringpaar. Außerdem ist er nicht nur in der Mitte, sondern auch an beiden Enden eingekerbt, so daß

er sich aus vier ringförmigen Wülsten zusammensetzt. Diese sind, wie die Photographie allerdings nur undeutlich erkennen läßt, mit Schnurornament versehen, wodurch die Ähnlichkeit der Verdickung mit einem Knoten wesentlich erhöht wird.

Bei dem stärksten Ringpaar (Abb. 9) ist, wie der Keif, so auch der Knoten dicker, als bei dem mittleren Ringpaar, und die Zahl seiner Einkerbungen ist doppelt so groß. An den sieben Knotenwülsten bemerken wir wiederum das Schnurornament. Anstatt ganz um den Keif sich herumzulegen, ist der Knoten diesem, um beim Tragen des Ringes nicht hinderlich zu sein, außen aufgesetzt, so daß er die Innenseite frei läßt. Der Keif selbst ist wiederum jederseits vom Knoten geringelt. Die Ringelung erstreckt sich hier jedoch auf beiden Seiten über fast ein Drittel des Ringumfangs und erhält durch drei schräg zu ihr gestellte Linien und zwei Punktreihen, die jene beiderseits begleiten, einen besonderen Abschluß. Die Zeichnung ist durch die Patina zum großen Teil verdeckt und im übrigen so schwach sichtbar, daß sie in der Photographie kaum zum Ausdruck kommt. —

Im Provinzialmuseum zu Hannover befinden sich zwei Armringe mit knotenförmiger Verdickung, ähnlich derjenigen unseres mittleren Ringpaares. Hinsichtlich der Ornamentierung nimmt der eine Ring (Nr. 5550, Eggstedt, Kreis Blumenthal) eine Zwischenstellung zwischen dem mittleren und stärksten Ringpaar ein; denn die Ringelung des Keifes ist mit einem ähnlichen Abschluß versehen, wie bei diesem, erstreckt sich aber nicht viel weiter, als bei jenem. Die Knotenwülste haben mit beiden das Schnurornament gemein. Bei dem anderen Ring (Nr. 5622, Wickbranz, Kreis Syke¹⁾) sind Keif und Knotenwülste vollkommen glatt. Über das Alter der Ringe ist nichts bekannt. —

Die Klinge des Rasiermessers (Abb. 10), die bei ähnlichen Formen nicht selten auf das mannigfachste verziert ist, entbehrt aller Ornamente. Der kurze Griff ist schwanenhalsartig gebogen; sein freies Ende ist von oben nach unten abgeplattet und seitlich verbreitert, so daß er einigermaßen einem Schwanenschnabel ähnelt. —

¹⁾ Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover von J. H. Müller, herausgegeben von J. Reimers. Hannover 1893. Taf. VIII, Fig. 68.

Das Lappenbeil (Abb. 11) ist in zwei Stücke zerbrochen. Die Lappen stehen auf den Breitseiten; sie beginnen annähernd in der Mitte des Beiles und endigen vor der Bahn in einer Entfernung, die etwa ein Drittel der Schaftwange beträgt. Der Absatz der letzteren ist bogenförmig; an der Bahn befindet sich ein breiter italiischer Ausschnitt mit gerader Grundlinie. Eine Öse ist nicht vorhanden. —

Das Gefäß (Abb. 12), in welchem all diese Sachen aufbewahrt waren, gehört zu dem Typus der spätesten, entarteten Buckelurnen.

Am unteren Bauchrand — in der Photographie links vom Beschauer — ist ein kleiner Buckel von brustwarzenähnlicher Gestalt vorhanden. Dieser ist nicht von der Innenseite des Gefäßes herausgearbeitet, sondern von außen aufgesetzt. Um den Buckel sind oberhalb vier konzentrische Halbkreise gelegt, wodurch dieser Teil des Gefäßes eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Frauenbrust erhält. Rechts am Rande der Photographie sind ebenfalls vier Halbkreise wahrzunehmen. Ein brustwarzenförmiger Buckel fehlt zwar an dieser Stelle; an dem Gefäß jedoch ist deutlich eine Narbe sichtbar, die auf die ursprüngliche Anwesenheit eines ähnlichen Buckels schließen läßt. Der Abstand zwischen dieser Narbe und jenem Buckel beträgt ein Drittel des Gefäßumfangs in gleicher Höhe.

Der übrige Teil des Gefäßes ist leider nur unvollständig erhalten. In der Mitte zwischen Buckel und Buckelnarbe ist hier indessen noch eine zweite Narbe erkennbar nebst vier kurzen, parallel zueinander liegenden Bogenstücken, die offenbar als die Enden von vier Halbkreisen zu deuten sind. An dem Gefäß sind demnach in gleichen Abständen voneinander drei Buckel vorhanden gewesen, die von je vier Halbkreisen umgeben waren. Die übrigen Teile der Bauchwand sind durch längere oder kürzere flache Bogenstücke verziert. Diese stoßen zum Teil in der Weise aneinander, daß eine Zeichnung zustande kommt, die an das Geäder eines Blattes erinnert. —

Zur Datierung des Fundes geben uns der Halsring, das Rasiermesser und die Brillenfibel zuverlässige Anhaltspunkte.

Hohlgegossene, an der Rückseite offene Halsringe¹⁾ sind im nordischen Kulturgebiet ausschließlich auf den ersten Abschnitt der jüngeren Bronzezeit beschränkt und kommen dort in zwei Abänderungen vor.

Bei der einen sind die sich verjüngenden Enden zu Haken umgebogen, die ineinander greifen, und eins der Enden von etwa einem Fünftel bis zu einem Viertel des Ringumfangs kann zum Anlegen und Abnehmen des Ringes herausgenommen werden. Die Verbindung dieses Stückes mit dem übrigen Teil des Ringes ist durch einen Zapfen bewerkstelligt; ich möchte daher diesen Typ „Zapfenring“ nennen.

Bei der anderen Form ist der Verschuß in derselben Weise hergestellt, wie bei unserem Ring; doch sind bei den dänischen Funden drei Ringe durch ein gemeinschaftliches Verschußstück zu einem größeren Schmuck vereinigt, der Ähnlichkeit mit einem Kragen hat und sonach als „Ringkragen“ bezeichnet werden kann.

Der breitere Teil der Ringe ist in beiden Fällen überall, wie bei dem Oldenburger Fund mit schräg gestellten Bändern und Schnüren ornamentiert. Die sich verjüngenden Enden sind entweder glatt, oder sie sind genau in derselben Weise wie dort mit Strichverzierung versehen.

Die große Übereinstimmung in der Ornamentik läßt erkennen, daß unser Ring dem Zapfenring zeitlich sehr nahe steht, und im Hinblick auf die größere Zweckmäßigkeit seiner Verschußvorrichtung dürfen wir annehmen, daß er sich aus diesem entwickelt hat. Auf der anderen Seite steht er dem Ringkragen, mit dem er außer dem Band- und Schnurornament die Verschußvorrichtung gemein hat, ebenso nahe, so daß er als Vorläufer jener aus drei Ringen zusammengesetzten Schmuckform betrachtet werden kann.

Der Rethwischer Ring ist somit eine Zwischenform, die von dem Zapfenring zu dem Ringkragen hinüberleitet. Da die letzteren

¹⁾ S. Müller. *Ordning af Danmarks Oldsager*. Kopenhagen 1895. *Bronzealderen*. 373 und 374. — S. Müller. *Nordische Altertumskunde*. Straßburg 1897. Abb. 193 und 194, Seite 377. — D. Montelius. *Om tidsbestämning inom bronsålderen*. Stockholm 1885. Abb. 84 und 84 a. — W. Splieth. *Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein*. Kiel und Leipzig 1900. Abb. 153.

beiden Typen dem ersten Abschnitt der jüngeren Bronzezeit angehören, so ist jener wegen seiner Zwischenstellung ebenso zu datieren. —

Das Rasiermesser stimmt in Form und Größe fast genau überein mit Nr. 188 in S. Müllers „Bronzealderen“, einem Typ, der ebenfalls zu den älteren Formen der jüngeren Bronzezeit gehört. Ornamente, mit denen die Klinge des letzteren geschmückt ist, fehlen allerdings unserem Funde; auch sind nicht, wie bei jenem, an dem schnabelartigen Ende des Handgriffes zwei seitlich vorstehende, als Augen zu deutende Punkte vorhanden. Im übrigen aber ist die Übereinstimmung in der Form und Größe der Klinge und in der charakteristischen Gestaltung des Handgriffes eine so vollkommene, daß an der Gleichartigkeit beider Funde nicht zu zweifeln ist. Zudem sind Formen, die weder Ornamente, noch Augenpunkte aufweisen, aus dem Beginn der jüngeren Bronzezeit zur Genüge bekannt¹⁾. —

Brillensibeln lassen sich vom Beginn der vierten bis in die fünfte Periode der Bronzezeit verfolgen; doch unterscheiden sich die jüngeren Formen von den älteren dadurch, daß die Platten stärker gewölbt und reicher verziert sind. Die flache Wölbung und die glatte Beschaffenheit der Platten charakterisieren unsere Fibel als eine Form der vierten Periode. Ziehen wir Montelius²⁾ zu Rate, so ist sie der zweiten Hälfte dieser Periode einzuordnen, weil sie zu zwei der Formen, die der Forscher hierher rechnet (Abb. 201 und 202), eine Zwischenstellung einnimmt. Wie bei 202, bildet das schnurförmige Band, das die Platten umgibt, einen geschlossenen Kreis, anstatt daß seine Enden, wie bei 201, an der Ansatzstelle des Bügels aneinander vorbeiführen. Hiermit ist bereits der letzte Anklang an die Entwicklung dieser Fibelform, die aus der Spiralfibel der älteren Bronzezeit hervorgegangen ist, verschwunden, wogegen die aus feinen Linien und Punkten bestehenden konzentrischen Kreise, womit die Platten bei 202 verziert sind, noch fehlen. —

¹⁾ Splieth, 146 a.

²⁾ Die älteren Kulturperioden im Orient und Europa. I. Stockholm 1903.

Während das Rasiermesser, wie der Halsring und besonders die Brillenfibel eine eng begrenzte Datierung zulassen, ist dies bei dem Lappenbeil weniger der Fall.

Nach der Stellung der Lappen haben wir bei den Lappenbeilen zwei Endformen zu unterscheiden: mittelständige und endständige Lappenbeile. Erstere gehören nach A. Lissauer¹⁾ der zweiten Periode der älteren Bronzezeit an, letztere dagegen treten erst in der Hallstattzeit auf. Die Verbindung zwischen diesen beiden Typen wird durch Zwischenformen hergestellt, bei denen die Lappen erst oberhalb der Mitte der Beillänge beginnen, aber noch nicht das Bahrende erreichen. Lissauer unterscheidet vier solcher Zwischenformen: die italische Zwischenform oder das Terramarenbeil, die Schweizer Zwischenform oder das Pfahlbaubeil, die österreichisch-ungarische Zwischenform und das Querbeil.

Die letztgenannte Form, bei der die Lappen auf den Schmalseiten des Beiles stehen, kommt zum Vergleich mit der unsrigen nicht in Betracht, weil sich hier die Lappen auf den Breitseiten erheben.

Die österreichisch-ungarische Form ist von ihr durch die kräftige Ausladung, die wir an den Schmalseiten der Klinge in der Höhe der Lappen bemerken, und durch den geradlinigen Verlauf des Absatzes allzusehr verschieden, um eine Identifikation zuzulassen.

Wenn wir die Abbildungen 24—26 bei Lissauer zum Vergleich heranziehen, so gleicht das oldenburgische Exemplar der äußeren Gestalt nach am meisten der italischen Form; doch ist der Absatz bei letzterer geradlinig, anstatt gebogen wie dort. Dagegen ist die Schweizer Form mit einem gebogenen Absatz versehen, und wenn auch die bei Lissauer abgebildeten Stücke im übrigen nur wenig Ähnlichkeit mit unserem Beil haben, so trage ich doch kein Bedenken, dieses von dem Pfahlbaubeil herzuleiten, indem ich es als eine nordische Abänderung der letzteren Form betrachte.

Bei Splieth nämlich finden wir ein Lappenbeil abgebildet²⁾, das, abgesehen von der Dse, mit der es versehen ist, mit unserem

¹⁾ Typenarten. Dritter Bericht. Berlin 1906.

²⁾ Abb. 136.

Fundstück in der äußeren Form, besonders auch in der Gestaltung des Ausschnittes des Bahnendes eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweist. Wegen der Öse, die bei der italischen Zwischenform stets fehlt, gehört jenes Beil zweifellos zu dem Schweizer Typ; und da dieser, wenngleich seltener, auch ohne Öse vorkommt, der italische Ausschnitt ihm aber ebenso wie dem Terramarenbeil eigen ist, so steht unserer Identifikation nichts entgegen, zumal diese mit der zeitlichen und räumlichen Verbreitung der Pfahlbaubeile aufs beste in Einklang steht.

Zeitlich erstrecken diese sich von der dritten Periode bis in die jüngere Bronzezeit hinein; räumlich sind sie mit abnehmender Häufigkeit von Süden nach Norden bis nach Dänemark verbreitet. Die italische Zwischenform dagegen tritt, soweit bekannt, nur in den Terramaren auf; außerhalb Italiens sind bislang nur drei Beile gefunden worden, die ihr zwar ähneln, ohne aber, wie Vissauer meint, von Italien herzustammen.

Ob schon das Lappenbeil über das Alter des Rethwischer Gesamtfundes keine genauere Auskunft gibt, so ist doch sehr zu beachten, daß der Typ der Pfahlbaubeile auf dem Wege des Handels hierher gelangt ist und demgemäß im Norden etwas später aufgetreten sein kann als im Süden. Wenn er in der Schweiz bereits in der dritten Periode vorkommt, so mag er gleichwohl im Norden erst in der vierten Periode sich eingestellt und hier länger als dort sich gehalten haben. In Dänemark¹⁾ kennt man den Pfahlbautyp tatsächlich nur aus der jüngeren Bronzezeit; in drei Depotfunden wurde er mit älteren, in einem mit jüngeren Formen dieses Zeitabschnittes angetroffen. Da die übrigen identifizierbaren Stücke unseres Fundes der vierten Periode der Bronzezeit angehören, so fügt sich das Beil dieser Altersbestimmung gut ein, und im besonderen Hinblick auf die zeitliche Stellung der Brillenfibel dürfen wir daher ohne Bedenken den Fund der zweiten Hälfte der vierten Periode zuweisen.

¹⁾ S. Müller. Bronzealderen 343.

Nachwort des Herausgebers.

Gerade war ich im Begriff, das treffliche Gesetz über den Denkmalschutz für das Großherzogtum Oldenburg im Mannus abzudrucken (Bd. IV, 162 ff.), als es der Zufall wollte, daß mir aus jenem Lande nicht nur die Mitteilung von einem herrlichen Funde aus der germanischen Bronzezeit zuging, sondern von dem amtlich berufenen Pfleger der Vorgeschichte dieses Landes zugleich eine treffliche Beschreibung und wissenschaftlich nach allen Richtungen erschöpfende Behandlung des Fundes übergeben wurde, die ich hier oben alsbald veröffentlicht habe.

Ich betrachte das als ein glückliches Vorzeichen für das hoffentlich nicht nur vorübergehend einmal aufflackernde, sondern nun dauernd erwärmte Leben unserer Wissenschaft in diesem Gebiete, das wie das benachbarte Hannover eines der wichtigsten Stammlande germanischer Kulturentwicklung ist und an manchen Orten — ich nenne nur den klassischen Boden von Wildeshausen — einen solchen Reichtum bedeutendster Funde aus allen Perioden der Vorzeit aufweist, wie sich dessen nur wenige Gegenden rühmen können. Um den Fortschritt und die dauernde Pflege einer der wichtigsten nationalen Wissenschaften, die Deutschland kennt — der Vorgeschichtsforschung — in Oldenburg zu sichern, ist neben der Handhabung jenes Denkmalschutzgesetzes aber vor allem eine staatliche Pflege der Forschung selbst notwendig. Noch immer ist die überaus wertvolle vorgeschichtliche Sammlung, die im Naturhistorischen Museum zu Oldenburg aufbewahrt wird und an der kein Fachmann ohne ernstes Studium ihres bedeutsamen Inhalts vorübergehen darf, noch auch vorübergeht — Privatbesitz, Eigentum des Großherzoglichen Hauses. Hier wird der Staat zunächst eingreifen, die Sammlung in staatliche Verwaltung und Besitz übernehmen und damit wissenschaftlich geschulte Beamte einsetzen müssen, die jene Sammlung pflegen, aber auch die dem Untergang reißend zugeführten Altertümer draußen im Lande, soweit sie vom Boden losgelöst worden sind, dem neuen Staatsmuseum einverleiben, soweit sie aber bodenständig sind und draußen erhalten werden können, wissenschaftlich genau untersuchen. Prof. Martin hat schon oft

gezeigt, daß er der Mann dazu ist, diese Organisation der Vorgeschichtsforschung in einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden und ihrer würdigen Weise jetzt in Oldenburg durchzuführen. Möge der Staat also diesem Forscher freie Hand und die nötigen Mittel bewilligen — baldigst, dann werden wir mit der Entwicklung unserer Wissenschaft und mit der Erfüllung der staatlichen Pflichten gegenüber unserer Wissenschaft in Oldenburg zufrieden sein können.

G. K.



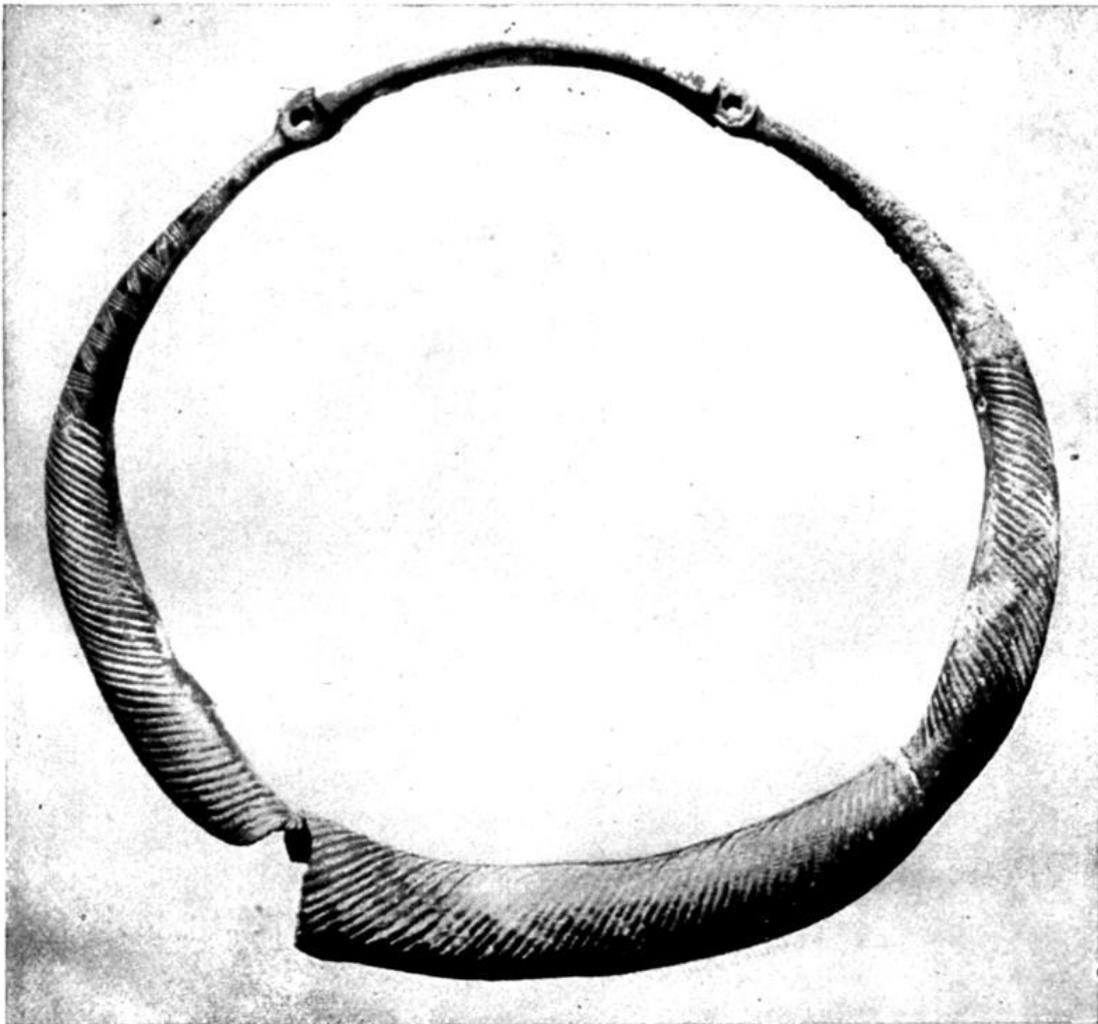


Abbildung 1. $\frac{1}{2}$

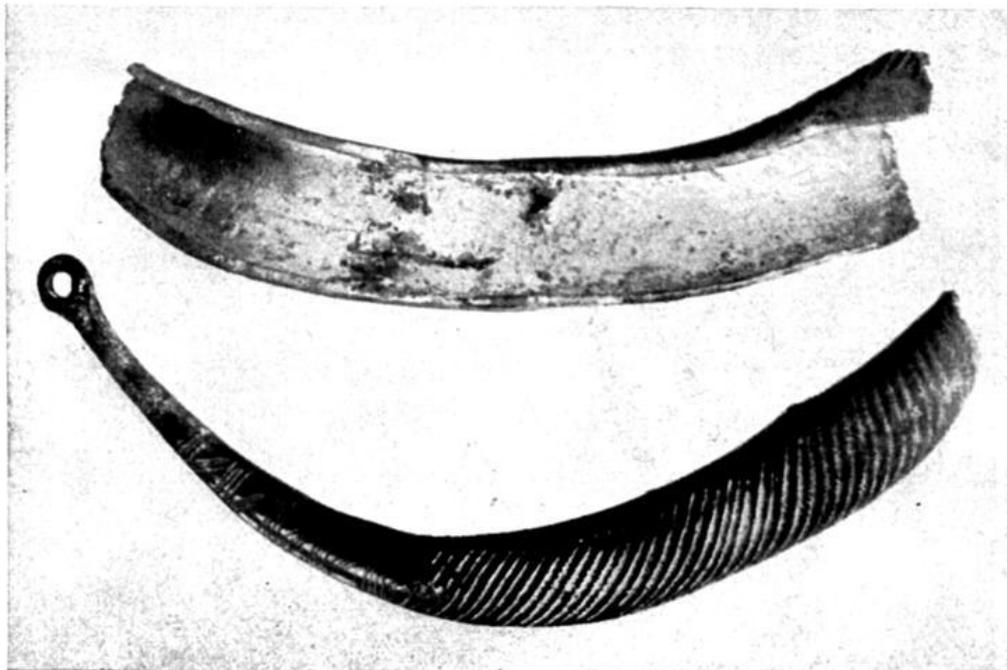


Abbildung 2. $\frac{2}{3}$



Abbildung 3. $\frac{2}{3}$



Abbildung 5. $\frac{2}{8}$

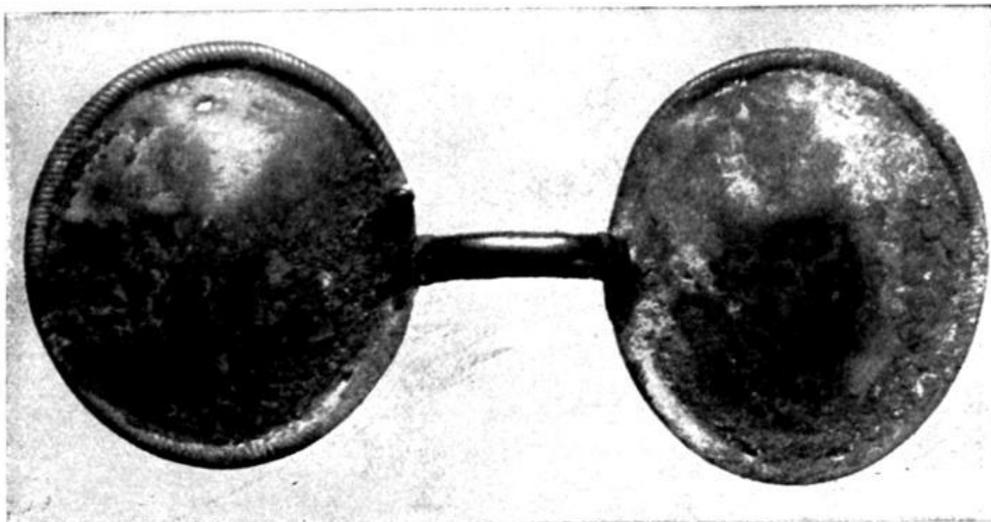


Abbildung 4. $\frac{2}{3}$



Abbildung 6. $\frac{2}{3}$



Abbildung 7. $\frac{2}{3}$

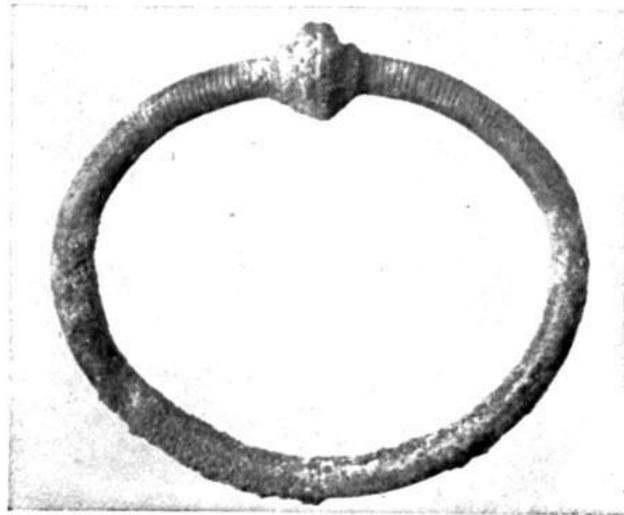


Abbildung 8. $\frac{2}{3}$

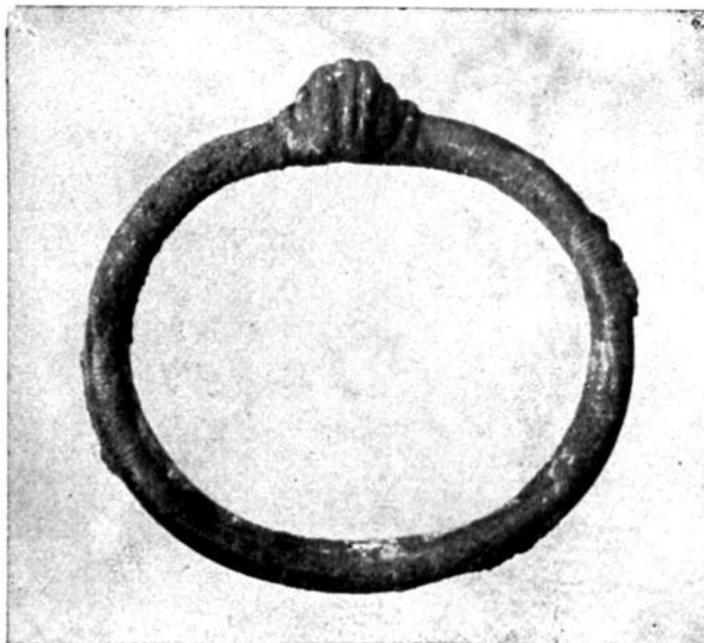


Abbildung 9. $\frac{2}{3}$



Abbildung 10. $\frac{2}{3}$



Abbildung 11. $\frac{1}{2}$

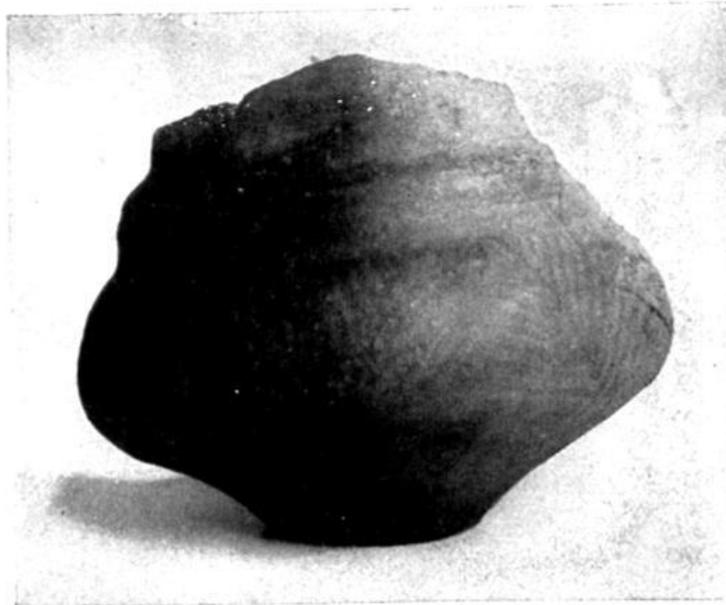


Abbildung 12. $\frac{1}{3}$

II.

Ein Teil des Oldenburger Schloßgartens Johannitergut.

Von Prof. Dr. G. Rütting, Oldenburg.

Graf Konrad II. und sein Bruder Junker Christian unternahmen im Jahre 1375 einen Rachezug gegen die Friesen in Stadland und Butjadingen, sie brachen raubend und brennend in das Kirchspiel Golzwarden ein und schlugen eine Anzahl der von Schrecken erfüllten Bewohner tot. Darauf zogen sie unter Verwüstungen nordwärts. Christian rückte auf die Johanniterkirche in Witlike, dessen Lage vielleicht der des heutigen Stollhamm entspricht¹⁾, zerstörte das Gotteshaus nebst den übrigen Johanniterbesitzungen und verbrannte ein Ordenshaus. Als dann aber der Junker, der Domherr von Köln gewesen war, indessen den geistlichen Stand aufgegeben hatte, ins Gedränge kam und in einer rüstringischen Kirche eingekerkert wurde, empfand er Gewissensbisse und gelobte in seiner Not, dem heiligen Johannes zu Ehren eine Kirche zu errichten, wenn er aus seiner Lage befreit würde.²⁾ So entstand die jetzt längst verschollene Johanniskapelle vor dem Schlosse zu Oldenburg, deren weitere Schicksale in mehrfacher Hinsicht unser Interesse erregen. Die Burgkapelle wurde unter die Komturei zu Lage bei Wörden im Osnabrücker Kirchengebiet und zwar unter die Oberaufsicht der Ballei Steinfurt in Westfalen gestellt, drei Geistliche des Johanniterordens wurden eingekleidet und mit der Leitung des Gottesdienstes betraut. So blieben die Verhältnisse unter den beiden ersten

¹⁾ Vgl. Sello, G., Der Jadebusen, S. 45 und Hayen, W., Die Johanniter im Oldenburgischen, Jahrb. IV., S. 12.

²⁾ Wolters, H., Chron. Brem. bei Meibom II, 68 und Chron. Rast. ebenda II, 108.

